

Georges-
Arthur
Goldschmidt
Der
Spiegeltag

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1685

Der *Spiegeltag* ist die Geschichte eines fünfundzwanzigjährigen Namenlosen, der die Mansarde eines Waisenhauses in einer französischen Provinzstadt, unweit von Paris, bewohnt, und erzählt wird eben von der Namenlosigkeit dieses Menschen. Das erste Jahrzehnt seines Lebens hat er als das Kind, wie es scheint, angesehener, gutbürgerlicher Eltern in einer dorfähnlichen Kleinstadt der norddeutschen Ebenen verbracht. Diese Kindheit in der Villa mit Garten endet fast über Nacht: es ist das Jahr 1938, die Eltern sind auf einmal Juden, und sie schicken ihr Kind mit dem Zug nach Italien – Bestimmungsort Florenz –, um es zu retten. Florenz ist nur eine kurze Station; der bessere Unterschlupf für den Bedrohten ist ein kleines Internat in den Bergen des französischen Savoyen, wo der Heranwachsende während des Krieges versteckt bleibt. Immer wieder kommen die deutschen Besatzer in das abgelegene Haus, auf der Suche nach ihm. Diese Stunden, die er, gewarnt, allein im Wald abwartet, sind vielleicht die bestimmenden seines Lebens.

Peter Handke

Georges-Arthur Goldschmidt
Der Spiegeltag

Roman

Deutsch
von Peter Handke

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Le miroir quotidien*

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1989

suhrkamp taschenbuch 1685

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1982

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38485-4

Die Wangen des Knaben verkrampften sich, und sein ganzer Körper erzitterte vor Scham, während er irgend etwas vor sich hinhurmelte, dabei kaum die trockenen und aufgesprungenen Lippen bewegend, und ein bleiches und heißes Gesicht zu Boden gesenkt hielt.

A. C. Swinburne, *Lesbia Brandon*

. . . Sooft man in meiner Gegenwart gewisse Wörter ausspricht, nimmt mein Körperumfang derart zu, daß die Kleidungsstücke an mir auf der Stelle lächerlich werden.

Marcel Béalu, *Journal eines Toten*

*für Philippe Collin,
jenen anderen »Prügelknaben«*

Beim Aufwachen erblickte er das Ölfarbengelb, hier im fremden Land »Neapolitanisches Gelb« genannt, blasig, abgeblättert; über ihm der Mansardenplafond, die Malschicht von Rissen durchzogen und in gleichmäßige Flächen geteilt, so wie sie bei getrocknetem Schlamm sichtbar werden, wenn der Wind die Schilfrohre auseinander treibt. Oben die samtigen Schöpfe schwanken stark, doch die Finger, die da hineingreifen, bekommen erstaunlich wenig zu fassen. Wie in Wälder versinkt der Blick, und als der Wind jäh auf das Schilf drückt, enthüllen sich Landschaften: langgezogene Striche eines kräftigen Grüns, das man, die Hand vor den Augen, mit einem Schlag wieder verschwinden lassen kann. Sowie man den Blick neu darauf einstellt, zeigen sich an den glänzenden Schlammplättchen, gleichsam als Fossile, die Spuren der Regenfälle, der Austrocknung durch die Luftströme, des Zitterns im Wasser, und lange senkrechte Risse öffnen sich im Boden. Jenseits der Schilfrohre das Heranbrausen – so weiträumig! – des Meeres.

Wie jedesmal beim Erwachen überwältigte ihn die Angst und schnürte ihm oben den Bauch zu: ein Punktdruck, mächtig, ohne Leben. Diese

Angst war immergleich, beständig, unerträglich. Man würde ihn ausforschen, ihn bestrafen: zu viele kleine Vorkommnisse hatte es gegeben, eingespielte Gesten, durch Abweichung von einer anderen Geste. Überall wäre er auffällig, Erbse aus dem Märchen, von der Prinzessin bemerkt trotz aller übereinandergeschichteten Matratzen.

Jede Verrätereï war möglich. Beängstigung des Königs in seinem Palast: von Salon zu Salon die Flügeltüren mit den rundköpfigen Griffen, bewacht von den Bediensteten in goldstrotzenden Uniformen und Zopfperücken. Die Türen schützen ihn wie die Seiten eines Buchs, zahllos, deren eine auf die andere folgt, und doch dringt in dem Wind, der die kahlen Bäume beugt, und unter dem dahinjagenden Mond die sture Meute ein in die entfernten Höfe, und der Tod kommt heran. Wie wünscht der König, näher an der Wand zu sein, aber seine Angst füllt ihn aus als schwerer Turm; niemand würde ihm zur Flucht verhelfen. Der Wind bewegt ferne Wälder, silbrige Gräser, hochgehende Flüsse, und inmitten der seltsam düsteren Klarheit der Nacht leuchtet gelb das Licht eines ruhigen Hauses, vorausgeahnt vielleicht in der Kindheit. All die verfehlten Dinge, jene Blicke, jene Gesten, die man vorbeigehen ließ, ohne ihrer habhaft zu werden. Jenes immer mögliche Leben, mit dem Zugang abseits vom gelebten Leben.

Beim Erwachen erinnerte er sich der Kindheit in Deutschland: der unbestimmten Angst, der Entdeckung seiner Herkunft. Sooft er das Eßzimmer betrat, verstummten die Eltern bei den immergleichen Wörtern: »Hitler«, »Juden«, »Kinder«. Eine unklare Beklemmung hatte ihn ergriffen. In der Sonntagsschule betrachtete ihn der Pastor bisweilen mit einem Blick, der ihn unter den anderen heraushob. Aber war er denn nicht auch Christ, liebte er Christus denn nicht begeistert? Was wurde ihm da angedeutet?

Nach und nach begriff er, was er schon immer gewußt hatte: er mußte weg von zu Hause, er war ein Kind, schuldig seiner Herkunft: all seine Vorfahren waren Juden: er selber war ein Jude. Von jetzt an würde er nie mehr von sich lassen; nichts könnte in ihm dieses Geheimnis zerstören.

An einem Maitag des Jahres 1938 hatten ihn die Eltern in den Zug gesetzt. Wenn die Erinnerung an den Hamburger Hauptbahnhof kam, mußte er im Gedächtnis gleichsam die Augen schließen. Man schickte ihn nach Florenz, wovon man ihm vor der Abreise Bilder gezeigt hatte. Unvorstellbar, daß es solche Türme und solche Kuppeln gab. Vor dem gewaltigen Rot und Weiß von Santa Maria del Fiore vergaß er, daß er seine Eltern verlassen hatte. Dabei wußte er wohl, daß es für immer war. Manchmal, beim Laufen über

den Ponte della Trinità, gab es ein Wiedersehen mit ihnen: Seite an Seite standen sie auf dem Bahnsteig, während der Zug wegrollte; ein Schluchzen.

Bei der einzeln mitten im Flachland stehenden Eiche hatte der Vater, nur ein paar Monate vor der Abreise für immer, eines Tages den Sohn bei der Hand ergriffen, und des Vaters Hand hatte sich dabei ungeschickt verhalten, im ersten Moment gleichsam verwirrt und unbehaglich wegen jener so unerwartet kurzen Sohnesfinger. In den Ästen der Eiche rauschte es vom Wind, der über die lautlosen Dörfer strich. Als er sich auf dem mondhellen Weg umdrehte, hatte er noch einmal den gebeugten Baum gesehen.

1939 in Florenz wurde er von neuem in den Zug gesetzt; die Grenzen wurden allmählich geschlossen. Den Namen des Bahnhofes, wo er aussteigen sollte, hatte er sich eingepägt: CHAMBERY. Während der ganzen Fahrt hörte das Klopfen der Angst in ihm nicht auf; aber die italienischen Grenzer ließen ihn passieren. Von weitem, als Barriere vor dem Horizont, erschien die mächtige Kette der Alpen. Er wurde abgeholt. Passagier eines aufklappbaren Delahaye, kam er an im tiefen Schnee, mitten in einer anderen Jahreszeit. In dem Kinderheim, wo er

von nun an verköstigt wurde, sprach er ganze Monate deutsch nur noch mit sich selber. Französisch begriff er erst nach und nach.

Immer dieselben Bilder kehrten wieder, jetzt, hier, in der Mansarde am Rande der Stadt in der französischen Provinz, fünfzehn Jahre danach. Überganglos griffen sie in ihn ein; und sie handelten immer wieder von dem Oktobertag im Jahr 1943. Tagelang, unter heftigen Regenfällen, stieg der Nebel, stechend, endlos, vom Boden auf. In dem rotbraunen Tannenwald, wo es hier und da auf den Stümpfen noch trockene Stellen gab, hielt er sich auf, die Nacktheit unter den feuchten Kleidern ein klebriges Gefühl. Die Angst stak in ihm: ein dicker harter Schaft, zugleich eine Leerstelle. Die Deutschen waren gekommen, auf der Suche nach ihm, und er war ihnen sogar begegnet; die ganze Breite des Weges nahmen sie ein. Sie traten zur Seite, um ihn vorbeizulassen, ihn, ein Kind! Sie erkannten ihn nicht.

Er war in den Tannenwald geflüchtet, der auf den Flanken des Mont d'Arbois wuchs. In dem Hohlweg, der von Wasser glitzerte, sah er den Sommer wieder; Landschaften zeigten sich, in jähem Rucken. Sie wurden nicht faßbar als Erinnerungen; schwanden gleich wieder. Als es Abend wurde, kam unten am Hang, unter dem grauen gleichmäßigen Regen, einer seiner Kame-

raden daher, um ihn heimzuholen. Die Gefahr war vorüber; die Deutschen waren umgekehrt, ihr Auto war noch lange im Tal zu hören gewesen. Er sah den anderen zunächst, ohne ihn zu erkennen, etwas Zusammengekrümmtes, einen Körper, Kleidungsstücke – und dieses Zeitbruchstück, ohne Dauer, zwischen dem Augenblick, da er gesehen hatte, und jenem, da er GESEHEN hatte, entsetzte ihn beinah noch mehr als all das Vorangegangene: kaum angerissener Moment einer ganz kurzen *Abwesenheit*, welcher jeder Wahrnehmung vorausging, wie das Blitzlicht der Photographie. Später am Abend im Kinderheim hatte eine Aufseherin ihn nackt ausgezogen und mit großen Badetüchern abfrottiert. Fünfzehn Jahre war er da alt gewesen, und er hatte sich gekrümmt vor Scham.

Der sich wiederholende Nachtwind, der über die Stadt hin die Gerüche des Meeres trug, Hundegebell aus irgendeiner stillen Straße. Manchmal, bei Mond, brachte ein Sturm Wellen hervor, welche die Häuser auf den Kindheitsinseln überrannten und in einem einzigen Anprall Dutzende von Familien mitrissen, auch das Vieh und die Möbel, die man erst viel später, kreuz und quer, an den Küsten Dänemarks wiederfand: oftgehörte Erzählungen, beim Gesause der Birken. Nur vom Speicher aus, wohin er mit seinem Vater stieg, für

einen Blickpunkt ganz oben, sah er die Baumwipfel, welche die Straße säumten. Unter dem gleichen Licht liefen dann die schwarzen Wellen. Momentweise bildeten sich Wassertäler und -kuppen in ihnen, und andere, entferntere Wellen erhoben sich schon, berggleich, am Horizont. Auf dem Festland standen zugleich die friedlichen, ahnungslosen Dörfer im Mondlicht.

Der Wind warf ein Schild um; im zitternden Laternenlicht krachte eine Planke zusammen. Fußgänger, die ihre Hüte festhielten, gingen eilig vorüber, auf dem kürzesten Weg zu einer Unterkunft. Und die Fragilität all der Unterkünfte! Gebrechliches Dach, bedrohliches Draußen. An den Wintermorgen das Eis in unzähligen Sternen an den kalkigen Wänden. Aus dem klumpig zerbröckelten Schnee standen schwarz die Bäume, und die düsteren Häuser erschienen feucht und unbewohnbar.

Zwei Jahre nach dem Krieg kam er, fast erwachsen, dank einer Gönnerin in ein Waisenhaus der weiteren Weltstadt-Banlieue. Hier »gedieh« er nach dem Muster der anderen, sämtlich jüngeren Waisen. Zunächst hatte man ihn in einem Winkel des Schlafsaals untergebracht, wo er von den anderen durch eine Sperrholzwand getrennt war. Hatte man dort sein Geschnaufe gehört? Jedenfalls teilte man ihm dann eine Kammer unter dem Dachstuhl zu, als Studierplatz.

Wer aus seinem engeren Familienkreis überlebt hatte, der blieb in der Folge in Deutschland; die Heirat hatte ein paar von ihnen gerettet, sie waren von den neuen Namen geschützt worden. Angezogen von seinen Erinnerungen, ging er, etwa zehn Jahre später, diesen nach, um sie an Ort und Stelle, bei den »Seinen«, zu bestätigen und zu wiederholen. Alles war da in ihm zunichte geworden: es gibt Reisen, die man besser nicht unternimmt, eine Heimkehr, die nur ein Als-ob sein kann. Die »Seinen«, gar froh, ihn billig losgeworden zu sein – Deutschland ging wieder ans Geldverdienen –, hatten ihn auf die Dauer der »Festtage« eingeladen, in der Hoffnung, es würden ohnedies die Gönner die Fahrkarte bezahlen.

Dann die paradoxe Heimkehr aus dem besiegten Deutschland! Die Kalksteinbauten der Vorstädte erschienen schwächlich, geschrumpft unter dem Frost. Die Gare de l'Est stand ausdruckslos auf ihren Säulen, die hellgrün gestrichen waren wie das Innere der Dritte-Klasse-Waggons, mit den niedrigen Quais. Danach die menschenleere Gare du Nord, fast ohne Züge, wie hergerichtet für die Abfahrt von Militärkonvois; darüber das zweifach geschrägte Muldendach. Ein wenig später fuhr er an den dürftigen Vorstadt-Pavillons vorbei, die voneinander abgegrenzt waren durch

kleinziegelige Mäuerchen. Eine dünne Schneeschicht bedeckte die Überbleibsel des Sommers: die Gartenstühle, die Gemüsezeilen, all die Dinge, deren Platz nicht mehr im Freien zu sein schien; die zementierten Höfe. Überall wirkte die ärmliche Kälte des Nachkriegs hinein. Eine Geborgenheit gab es nur in der Nähe der Öfen und ihrer stumpfen, gleichförmigen Platten, wo die Metallkreise konzentrisch aufeinanderfolgten.

Manchmal zeigten sich durch die Fenster des Vorortzugs Leute, wie sie die kleinen Treppen der Pavillons hinanstiegen; über der Tür immer wieder das gleiche giebelige Glasdach. Sie schlepten schwärzliche Kohleimer, die oben schmaler waren als unten. Fast hörte man auch, wie die Kohle, schwaches Geräusch, in das rotglühende Feuerloch rutschte, und sah dabei die vom Gebrauch schon glänzenden Streifen neuen Metalls am Schnabel des Kohlenkübels.

Nur obenhin geschahen freilich solche Wahrnehmungen; die Bedrückung wurde er nicht los. Er war dabei, in das unermeßliche leere Waisenhaus zurückzukehren, wo die Glühbirnen nackt vom Plafond hingen und den weiter weg dann im Halbschatten verschwindenden Fußboden anleuchteten, der eingelassen war mit einer Nußtinktur. Die hier und da in dem großen Waggon sitzenden Passagiere – Schiff auf Fahrt, durchflu-

tet von grauer Klarheit – trugen sämtlich in sich einen möglichen Ort: ein Eßzimmer mit der Glaswand aus kleinen Karos, hin zum Wohnraum, eine enge Küche, wo die Farben an den Rändern des Wachstuchs am Verblassen waren. Oder unter den Bäumen, die am Ende eines dunklen Pfads zusammenlaufen, der Flügel eines Schlosses: Zweige, die gegen die Fensterkaros schlagen, ohne Macht, schwächlich. Das Entsetzen: kein Gesicht kann es verheimlichen. Welche Orte, für immer dahin? Welche aufblitzenden Straßen, welche Passagen?

An dem blank gescheuerten Holztisch liest der alte Bedienstete die Zeitung, in der solide gemauerten Küche; hinter ihm das Sausen des Herdes mit der Kupferstange. Und was war mit ihm? Hinter sich ließ er das Deutschland von 1949: schon wieder üppig, wohleingerichtet, geschützt vor der Kälte: dicke Vorhänge, Velours, Teppiche, ausgeklopft zwischen den Ruinen – während er hier nackten Fenstern entgegenrollte, Mauern mit Ölanstrich, wo der Finger im Feuchtigkeitsflaum eine glatte, glänzende, regelmäßige Spur zog.

Und doch gab es irgendwo in der klaren Nacht eine Dorfschule, die vielleicht ein Obdach wäre. In der ersten Etage würde das Fenster der Küche leuchten, und in der Nähe des Ofens, wiedereingefügt die gußeisernen Ringe, wären Sicherheit

und Friede. Er hatte sich nicht getraut, in Paris zu leben. So hatte man ihn, der noch immer studierte, außerhalb untergebracht. Dabei war ihm die Stadt doch eine Art Unterstand. Eines Tages hatte er sich ins XVII. Arrondissement verirrt. Um die Place des Ternes herum schienen die Straßen schon aus der Stadt hinaus fernen Horizonten entgegenzuführen. Die niedrigste-hende Sonne beleuchtete die rue Poncelet, die, helle Fahrrinne, eine leichte Kurve beschrieb; eins nach dem andern die Fenster, geräuschlos, ohne Bewegung, in den gelben und weißen Fassaden; Schiffsflanken. Auf dem Trottoir die Marktstände und die kompakte, drängelnde Menge; das Geschrei der Kaufleute; die unüber-sehbare Folge der Planen. Trotz des Lärms herrschte eine tiefe, weitschwingende Stille, unter dem tiefen Indigoblau des Gewitterhimmels. Er ging an einem kleinen Bouquinistenladen vorbei, der von Glühlampen erhellt war. (Alle anderen hatten Neonlicht.) Es war, als sei davor die Mauer weggefallen, und man betrachte das Innere einer Wohnung, auf offener Straße. Für drei Francs kaufte er, ohne recht zu wissen warum, ein Dutzend Hefte der *Monde illustré* von 1857. Ein Stich hatte ihn fasziniert, auf den er beim Blättern gestoßen war: ein über Paris hereinbrechendes Gewitter. Die Stadt befand sich rechts; eine weiche Linie heller Häuser, vom